Kulturen des Rauschs seit der Renaissance

Robert Feustel, Grenzgänge. Kulturen des Rauschs seit der Renaissance. München (Wilhelm Fink) 2013, 335 S., 3 Abb., 39,90 €

In seiner anregenden Arbeit begleitet Robert Feustel das Phänomen Rausch im Sinne eines *travelling concept* auf seiner Reise durch

die letzten 500 Jahre der abendländischen Kulturgeschichte. Mit dieser diskursanalytisch geprägten Studie versucht er, zwei zusammenhängende Grundannahmen zu belegen: Zum einen möchte er zeigen, dass sich die Vorstellungen, die mit dem Konzept verbunden werden, durch fundamentale epistemische Verwandlungen kontinuierlich verschoben haben. Zum anderen versucht er im Gegensatz zu den Essentialisierungen und Naturalisierungen des Rausches deutlich zu machen, dass es keinen Rausch an sich gibt, sondern dass sogar die Rauscherfahrung selbst durch die Sprache der jeweiligen Zeit und ihre Wissensordnung konstituiert wird.

Diesen Grundüberlegungen geht Feustel auf vier historischen »Plateaus« in einem raumzeitlich umgrenzten, aber immer noch ambitionierten Rahmen (immerhin »Kulturen des Rauschs seit der Renaissance«!) nach. Im 16. und 17. Jahrhundert tauchte »Rausch« vor allem in Verbindung mit Alkoholkonsum und Trunkenheit auf. Dabei zeigte der Rausch (aber auch die Torheit oder das Lachen) in der streng durchhierarchisierten Gesellschaft für einen kurzen Zeitraum an, dass »alles«, insbesondere aber die soziale Welt, auch ganz anders sein könnte. Gleichzeitig stabilisierten diese temporären Ausbrüche mit ihrer Ventilfunktion die normale Ordnung und galten als sakral, weil durch das Überschreiten der profanen Alltagswelt (zu der auch Andacht und Gebet gehörten) ein privilegierter Augenblick entstand, in dem die Kontingenz der Realität sichtbar wurde. Feustel kritisiert immer wieder unzulässig modernistische Interpretationen, die der ausgelassenen Rauschkultur der Renaissancezeit mangelnde Affektkontrolle unterstellen und übersehen, dass die Transgressionen im Zusammenhang mit der hochgradig regulierten Lebenswelt gelesen werden müssen.

Während in der frühen Neuzeit die Semantik des Rausches noch von Imagination, Halluzination oder Vision getrennt war, rückte seit Mitte des 18. Jahrhunderts der Rausch in unmittelbare Nachbarschaft zu den Bereichen von Traum und Schlaf und wurde nun mit Irritationen der *einen* unzweifelhaften Realität in Verbindung gebracht. Damit ging die Verschiebung von einer kollektiv-sozialen zu einer individuell-subjektiven Semantik einher und der Rauschbegriff weitete sich auf »Drogenerfahrungen« im Allgemeinen aus. Gleichzeitig wurden die Effekte der Substanzen zunehmend als Irritationen eines verwirrten oder fehlgeleiteten Gehirns verstanden und damit als Sinnestäuschungen interpretiert.

Im 19. Jahrhundert verfolgten Romantik und Medizin zwei gegenläufige Deutungen des Rausches, die aber in seiner Interpretation als »Wahnsinn auf Zeit« eine gemeinsame Basis hatten: während Rausch durch die Romantiker als Mittel gedeutet wurde, zum *tree of knowledge* zu gelangen und die Wahrheit des Subjekts zu enthüllen, versuchten Mediziner ihn als psychopathologischen Zustand zu erklären. Im ausgehenden 19. Jahrhundert erfuhr der Rausch verstärktes Interesse der Physiologen und wurde vor allem in Hinblick auf die auftauchende Sucht-Thematik problematisiert. In diesem Kontext ist die Entstehung des noch heute wirksamen Konzeptes des »Rauschgiftes« zu beachten, das zunehmend die Stelle des »Rauschmittels« übernahm.

Ab den 1920er-Jahren eröffnete sich eine weitere Dimension des Rausches: Er wurde (im Zuge von Ludwig Klages *Vom Kosmogonischen Eros*) als Weg dargestellt, den »Strom des ursprünglichen Lebens« hervorsprudeln zu lassen. Dies mündete dann in der Vorstellung der 1960er Jahre, das erst kürzlich entdeckte LSD sei das Mittel schlechthin, um einen Rausch zu erzeugen, der das Erwachen der Menschen aus ihrem ontologischen Schlaf herbeiführen könne. Ebenfalls in den 1920er Jahren begann die psychiatrische Forschung den durch Meskalin (und später durch LSD) erzeugten Rausch als eine Art »Modellpsychose« zu betrachten, mittels der Ärzte im Selbstversuch psychotische Störungen besser verstehen lernen konnten. Darü-

ber hinaus führten Intensität und Plastizität der LSD-Erfahrungen dazu, das allgemeine Realitätsverständnis grundlegend zu verändern, da allein durch minimale Veränderungen der zerebralen Homöostase die Realität als grundlegend anders erfahren wurde.

Die letzte beobachtbare Station, die das *travelling concept* »Rausch« gegenwärtig durchfährt, scheint die ökonomische Nutzbarmachung von Rauscherfahrungen innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu sein, wo sie für die Kreativitätssteigerung und Selbstoptimierung zur Steigerung des persönlichen Marktwertes eingesetzt wird.

Feustel gelingt es, die epistemischen Diskontinuitäten plausibel darzustellen und regt mit seinen stark vom Poststrukturalismus geprägten Überlegungen immer wieder zum Nachdenken an. In seinem letzten Kapitel *Zwischen Drogenkult und Klinik* stellt er die interessante These auf, dass Foucaults berühmte Prophezeiung vom zukünftigen Verschwinden des Menschen (»wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand«) etwas ist, das sich mit der in den 1940er-Jahren aufkommenden Kybernetik und der Bewegung der Beatniks schon zwanzig Jahre vor Foucaults Veröffentlichungen abzuzeichnen begann. Die Kybernetik ersetzte den Menschen als Subjekt (und die Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz) durch nivellierende Feedback-Schleifen in selbstregulierenden Systemen, während die Beat-Autoren die eigene Subjektivität mit ihren zensierenden Funktionen durch das so genannte »automatische Schreiben« konsequent auszuschalten suchten.

Die Studie trägt umfassendes Material zusammen, und zumindest im Vorwort thematisiert Feustel methodische Schwierigkeiten explizit. Aber an dieser anregenden und einsichtsreichen Arbeit wird auch eine grundsätzliche Problematik der diskursanalytischen »Methodik« sichtbar: die so genannten Strukturen des Diskurses werden immer erst einmal (und mit dem nötigen Selbstbewusstsein) konstatiert, ohne dass sie kleinteilig hergeleitet werden. Im Nachhinein wird der so geschaffene Entwurf mit Material gefüllt, das die Setzungen nur noch verifiziert. Daraus ergibt sich eine Plausibilität der Darstellung, aber die Fragwürdigkeit der Setzungen und ihrer Herleitung wird durch die Form ihrer Präsentation damit übergangen. Wirkliche diskursive Formationen im Sinne eines epochenübergreifenden Stils des Denkens lassen sich eben nur sehr schwer nachweisen. Wie groß diese Schwierigkeiten bei genauem Hinsehen werden, macht Fundamentalkonzepte wie »Ordnungen des Wissens« ebenso fragwürdig wie die so sehr kritisierte Essentialisierung des Rausches.

Die Arbeit unterscheidet sich von den wissenschaftlichen Arbeiten, die sich nach Ansicht des Autors der »Essentialisierung oder Naturalisierung des Rauschs schuldig« machen, dadurch, dass sie den Rausch nicht als »quasi ontologischen Zustand infolge von Drogenkonsum« versteht, sondern sowohl das deutende Verstehen des Rausches als auch die Erfahrungsart von der herrschenden »epistemischen Ordnung« abhängig macht. Zumindest der letzte Teil des Arguments, dass das schiere Vorhandensein eines Konzeptes die Erfahrung grundlegend verwandelt, ist ebenso interessant wie fraglich. Wenn Feustel rhetorisch fragt, wie sich begründen ließe, dass Alkohol vor 9.000 Jahren einen »Rausch« auslöste, wenn weder von diesem, noch von Subjekt, Bewusstsein oder Vernunft die Rede war, ist die Gegenfrage erlaubt, ob es damals auch keine Mandelentzündung gegeben habe, weil weder von Streptokokken noch von Immunschwäche die Rede war. Es ist nicht unangemessen diese Frage zu stellen, weil Feustel auch den »Körper (als Naturding)« nicht gelten lässt und lediglich durch den »historisierenden Blick« verstehen zu können glaubt. Haben sich entzündete Mandeln vor 9.000 Jahren wirklich anders angefühlt? So wichtig eine diskursgeschichtliche Korrektur naturalistischer Denkungsart für die reflexive Selbstprüfung wäre, so bleibt doch fraglich, ob es

sinnvoll ist, historisierendes und essentialisierendes Denken gegeneinander auszuspielen und ob man nicht nach einem verbindenden Dritten suchen müsste.

Moritz Deecke (Heidelberg)